«Juden sollten immer einen Koffer gepackt haben»

Vor 83 Jahren markierte die Reichspogromnacht den Startschuss zum Holocaust. Zeitzeugen aus jener Zeit gibt es nur noch wenige – ein gebürtiger ungarischer Jude, der mittlerweile in Meggen lebt, erzählt seine Geschichte.

Livia Fischer

Pal Vajna* ist ein guter Gastgeber. Schon vor dem Treffen stellte er die für ihn wichtigste Frage: Kaffee oder Tee? Nun bewegt er sich mit langsamen Schritten in seine Küche, setzt heisses Wasser auf und zeigt stolz seine Teesammlung. In seinem Küchenschränkchen finden sich alle möglichen Sorten. Er selbst trinkt nur Schwarztee. Manchmal mit Milch, manchmal ohne. Von Kräutertees will er nichts wissen, die hat er nur für Gäste bei sich stehen. «Mir ist das zu gesund», sagt der 91-Jährige und lacht verschmitzt. Er spült farbige Tassli aus und stellt sie zusammen mit der angerichteten Teekanne auf den Esstisch. Auch verschiedene Guetzli hat er extra gekauft. Das kommt ihm aber erst nach dem Gespräch wieder in den Sinn.

Was der längst pensionierte Physik-Professor hingegen nie vergessen wird, sind die Erlebnisse, die seine Kindheit und Jugend prägten. Er macht es sich auf dem auffällig gemusterten Sofa in seiner Wohnung in Meggen bequem, nimmt einen Schluck Tee und beginnt, vom schlimmsten Kapitel seines Lebens zu erzählen. Von jener Zeit, als er in Budapest von Nazis verfolgt wurde.

Als Kind hat er noch nicht verstanden, was wirklich los ist

Das Licht der Welt erblickte Vajna im Frühling 1930 in der ungarischen Hauptstadt. Er ist Jude. Zwar ist er nicht religiös aufgewachsen, aber das spielte für Antisemiten keine Rolle. «Als Kind habe ich es als grosses Pech empfunden, als Jude geboren zu sein. Von dem Zeitpunkt an, als ich auf die Welt kam, hatte ich schon Millionen von Hassern – ohne dass sie mich kannten.» Warum das so ist, verstand er nicht. Seine Eltern versuchten es auch nicht, ihm zu erklären – weil es für diesen irrationalen Hass schlicht keine Erklärung gab. Sie sagten ihm nur, dass sie «halt anders sind». Vajna nahm's so hin.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 misshandelten, verhafteten und töteten Nazis in Deutschland und Österreich willkürlich Jüdinnen und Juden, zerstörten deren Geschäfte und stürmten Synagogen. Die Reichspogromnacht – früher auch Kristallnacht genannt – stellte den Übergang von der Diskriminierung der Juden hin zu deren systematischer Vertreibung dar. Die Geschehnisse wurden in Vajnas Familie tags darauf zum Gespräch. «Schon da sahen meine Eltern und meine zehn Jahre ältere Schwester, welch grosse Gefahr auf uns zukommen wird», erzählt Vajna. Für ihn aber war diese noch weit weg. «Mit acht Jahren ist man noch zu klein, um die Welt zu begreifen. Da habe ich nicht verstanden, was wirklich los ist.»

Eine erste Vorahnung, welches Ausmass die Judenfeindlichkeit annehmen wird, hatte er vier Jahre später. Vajna besuchte ein reformiertes Gymnasium, in seiner Klasse waren sie etwa 35 Buben. Manche von ihnen waren Juden, andere Christen und wieder andere Protestanten; den obligatorischen Religionsunterricht besuchten sie getrennt. Als Vajna zwölf war, erzählte ihm ein protestantischer Freund, was in deren Schulstunde besprochen wurde. So hätten sich alle Kinder dazu äussern müssen, was man «mit den Juden machen soll». «Da sagte einer: ‹Mit einem Schiff weit hinaus aufs Meer bringen und das Schiff anzünden.› Dass selbst Schulkameraden so etwas machen würden, hat mich sehr traurig gestimmt», erinnert sich Vajna. Aussagen wie diese waren Ausdruck davon, dass schon Kindern eingeredet wurde, Juden seien eine «ganz schlimme Rasse», die man hassen sollte.

Als 14-Jähriger Monate lang allein auf der Flucht

Seinen Höhepunkt erreichte der Judenhass in Ungarn 1944. Im März besetzten deutsche Truppen das Land. «Von meinem Fenster aus sah ich deren Panzer durch die Strasse rollen», sagt Vajna. Von da an ging es Schlag auf Schlag: Das Tragen des Judensterns wurde verordnet, die jüdische Bevölkerung musste ihr Zuhause verlassen und wurde in sogenannten Judenghettos in speziellen, ebenfalls mit einem grossen gelben Stern markierten Wohnungen untergebracht. «Wir vier teilten zusammen mit einem Anwalt und seiner Frau sowie einem Ingenieur mit Frau und zwei Töchtern eine 3-Zimmer-Wohnung», erzählt Vajna und ergänzt: «In unserer früheren Wohnung lebte derweil ein nicht-jüdischer Offizier.»

Monate später mussten sie wieder umziehen; ihr Haus wurde durch einen Flugbombenangriff unbewohnbar. Auch an den neuen Ort sind Kriegserinnerungen geknüpft: «Eines Tages hörte ich einen lauten Knall und sah, wie der Pester Teil der Margarethenbrücke durch die Luft flog.» Derweil beschloss die Regierung, dass alle Jüdinnen und Juden nicht nur in Ghettos, sondern konzentriert in einem Stadtteil wohnen sollten. Doch Vajnas Vater fand eine andere Lösung: «Es wurde bekannt, dass Personen, die Zwangsarbeit in einem für die Kriegsführung nötigen Betrieb verrichteten, nicht deportiert werden.» Einer dieser Betriebe war die heimische Spinn- und Kammgarnfabrik, in der Soldatenuniformen hergestellt wurden. Vajnas Vater meldete sich bei der Fabrik und die Familie wurde eingestellt. «Meine Schwester und ich mussten die grossen elektrischen Webstühle überwachen. Um den Unterschied zwischen den nicht-jüdischen und jüdischen Arbeitern noch stärker zu betonen, durften Erstere ihre Arbeit sitzend verrichten, während wir stehen mussten.» Für Vajnas Familie war die Fabrik sowohl Arbeitsort als auch Schlafplatz zugleich. Statt Betten gab es Wolldecken auf dem Boden. «Nach einigen Luftangriffen der Alliierten versagte die Stromversorgung und die Mauer um das Fabrikareal drohte einzustürzen. Es war Zeit, zu flüchten.»

Zurück ins Judenghetto zu gehen, war nämlich keine Option. «Wir wollten nicht mit hunderten anderen Juden eingesperrt sein. So wäre es für die Polizisten und Soldaten ein Einfaches gewesen, uns zu bewachen und wenn es soweit war, in ein Konzentrationslager zu deportieren.» Also tat Vajnas Familie, was sie tun musste, um sich zu retten: Sie organisierte gefälschte Papiere – «meine Schwester imitierte Unterschriften von ungarischen Naziführern und druckte falsche Geburtszeugnisse» – und teilte sich auf. Die Eltern versteckten sich gemeinsam, die Kinder gingen eigene Wege. Auf die Frage, was er damals fühlte, sagt Vajna ruhig: «Ich habe es einfach akzeptiert. Mir wurde bewusst, dass wir uns jetzt einzeln verstecken müssen, um zu überleben.»

So war Vajna mit 14 Jahren ganz auf sich allein gestellt. Seine einzigen Begleiter waren ein kleiner Rucksack und die ständige Angst, entdeckt zu werden. Zunächst suchte er Unterschlupf in einem Spital, das von Diakonissen geführt wurde. Dort blieb er aber nur eine Nacht. Denn schon tags darauf warnten die Ordensschwestern vor Polizeikontrollen, die am nächsten Morgen durchgeführt werden würden. «Ich wartete, bis es dunkel wurde und flüchtete dann aus dem Fenster.» Geschlafen hat er in dieser kalten Dezembernacht in einem Park.

Pal Vajna* ist einer der letzten Überlebenden des Holocaust. Von seinen Erlebnissen erzählt er nur ganz selten. Bild: Dominik Wunderli (Meggen, 2. November 2021)

> «Von dem Zeitpunkt an, als ich auf die Welt kam, hatte ich schon Millionen von Hassern.»

Triebwerkraum des Lifts im Spital als Ort des Schutzes

Eine weitere Station auf der Flucht war ein jüdisches Kinderspital und Waisenhaus. Hier ereignete sich «das Gefährlichste», das er erlebte, wie Vajna sagt. «Am 24. Dezember kamen die Pfeilkreuzler – die ungarischen Nazis – und wollten alle, die sich dort versteckten, mitnehmen. Wohin, sagten sie nicht.» Manche Leute sprangen aus dem Fenster und rannten davon. Das getraute sich Vajna nicht. «Es gab zwar auch einen Notausgang, dort stand aber ein Polizist und der liess niemanden hinaus. Bis auf eine Ausnahme: eine junge Mutter mit ihrem Bébé. Nachdem sie ihren goldenen Ehering vom Finger zog und ihn dem Polizisten gab, öffnete dieser die Türe und sie eilte davon.» Trotzdem gelang es auch Vajna, zu entkommen.

Eine Krankenschwester gab ihm den Tipp, sich auf dem Flachdach in einem kleinen Häuschen zu verstecken. «Dadrin war eine Betonplatte, worauf ein Eisenrad stand. Hier rüber lief das Stahlseil, das den Aufzug und dessen Gegengewicht trug», beschreibt Vajna. Damit er unentdeckt blieb, zwang er sich unter den Betonblock. Zwei andere Jugendliche, sie waren 16 und 17 Jahre alt, versteckten sich ebenfalls im Häuschen, standen aufrecht neben der Tür. «Um die Mittagszeit gab es einen Luftangriff seitens der Alliierten, ziemlich sicher von der Royal Air Force.» Trotz Angst, dass eine Bombe einschlägt, blieben die Burschen im Häuschen. «Meine Leidensgenossen beteten ständig auf Hebräisch, dass uns nur nichts passiere.» Irgendwann am Nachmittag flogen keine Bomben mehr durch die Luft und auch die Stimmen der Pfeilkreuzler unten im Kinderspital verstummten. So beschlossen der 16- und der 17-Jährige, das Versteck zu verlassen. Vajna blieb. Als es wieder eindunkelte, hörte er einen Pfiff. «Es war unser Familienpfiff, da wusste ich: Das kann nur meine Schwester sein, und ich traute mich raus.» Sein Entscheid, bis dahin im Versteck zu bleiben, rettete ihm das Leben. «Als ich dann das Treppenhaus hinunter ging, fand ich die zwei Jungs von oben tot vor. Nazis hatten sie erschossen.»

Mit der Hilfe seiner Schwester kam Vajna eine Zeit lang beim Roten Kreuz unter, schliesslich organisierte sie für ihn eine Bleibe bei der Schweizer Botschaft. Der Appenzeller Diplomat Carl Lutz stellte dort für Jüdinnen und Juden Schutzpässe und Schutzbriefe aus und bewahrte sie so vor der Deportation nach Auschwitz in Polen, wo die meisten aus Ungarn hingebracht wurden.

Am 13. Februar 1945 kapitulierte die deutsche Wehrmacht, die sowjetische Rote Armee eroberte Budapest. «Das war für viele Leute zwar ebenfalls schlimm», sagt Vajna und weist etwa auf Plünderungen hin. «Für uns Juden aber bedeutete dies endlich Freiheit.» Als er und seine Schwester wieder frei herumlaufen konnten, fuhren sie zur Adresse der Eltern, die unter falschen Namen in einem Vorort der Hauptstadt wohnten. «Das war ein sehr schönes Wiedersehen. Und ich weiss noch genau: Nach der Begrüssung zog ich als erstes meine dreckigen Kleider aus und meine Mutter wusch sie heiss. Mein ganzer Körper war verlaust.»

Vajnas engste Familie hatte also Glück im grossen Unglück: Sie überlebten den Holocaust. Nicht so rund 560 000 andere ungarischen Jüdinnen und Juden. Dazu gehörten auch Verwandte von Vajna: «Eine Tante, ein Cousin und ein Onkel von mir wurden nach Auschwitz deportiert und dort schliesslich grausam ermordet.»

Albträume von Pfeilkreuzlern, die ihn jagen und töten wollen

Während er all das erzählt, bleibt Vajnas Stimme ruhig. Mit seiner rechten Hand streicht er immer wieder über die Sofalehne. Nervös oder besonders aufgewühlt wirkt er aber nicht. Er wirkt gefasst. «Ich habe keine Mühe, darüber zu sprechen. Jetzt ist ja alles vorbei. Und zum Glück muss man so etwas nur einmal durchleben. Seither lebe ich in Frieden.» Von seiner Geschichte wissen nur wenige Menschen in seinem Umfeld; öffentlich darüber gesprochen hatte er bis zu diesem Zeitpunkt noch nie. «Gedanken an diese Zeit verdränge ich im Alltag so gut es geht. Ich denke lieber an schöne Sachen.»

Nachts verfolgen ihn die Geschehnisse aber noch immer. So träumt er manchmal davon, dass ihn Nazis jagen und umbringen wollen. «Ich versuche dann, zu kämpfen, komme aber nicht gegen sie an. In Realität schlage ich mit meinen Armen wild um mich.» Aus dem Albtraum erwacht er erst durch seinen eigenen lauten Schrei oder wenn ihn jemand wachrüttelt. Was ebenfalls geblieben ist: Das Gefühl, ständig fluchtbereit sein zu müssen. «In all den Jahren habe ich gelernt, dass man als Jude immer einen Koffer gepackt haben sollte.» Auch jetzt steht ein Rucksack, bereit zum Mitnehmen, in seiner Wohnung. Drin sind ein paar Kleidungsstücke und eine Zahnbürste. «Morgen könnte ich sofort los und alles zurücklassen. Alle materiellen Dinge sind im Fall einer Bedrohung bedeutungslos. Was zählt, ist das nackte Leben.»

Hinweis

*Name geändert. Pal Vajna war sein Deckname auf den gefälschten Papieren. Er will anonym bleiben: «Es wäre mir unangenehm, erkannt zu werden. Ich möchte jetzt zur Menge gehören und nicht mehr herausstechen.»

Weitere Informationen zu Holocaust-Überlebenden gibt es unter *www.last-swiss-holocaust-survivors.ch*

Situation der ungarischen Juden unter der deutschen Besatzung (1944/45)

1944

- **19. März** – Deutsche Wehrmacht besetzt Ungarn
- **29. März** – Tragen des gelben Judensterns wird verordnet
- **16. April** – Ghettoisierung der Budapester Juden beginnt
- **15. Mai** – Erste Juden werden nach Auschwitz deportiert
- **25. Juni** – Ausgehverbot für Budapester Juden wird verhängt
- **Ende September** – Sowjetische Rote Armee besetzt Ungarn schrittweise
- **29. Oktober** – Schlacht um Budapest beginnt (Sowjetunion gegen Ungarn und Deutsches Reich)
- **25. Dezember** – Rote Armee kesselt Budapest ein

1945

- **18. Januar** – Rote Armee befreit Judenghetto in Budapest
- **20. Januar** – Waffenstillstand zwischen den Alliierten und Ungarn
- **27. Januar** – Rote Armee befreit Konzentrationslager Auschwitz
- **13. Februar** – Wehrmacht kapituliert, Rote Armee besetzt Ungarn

Grafik: Oliver Marx

Nachgefragt

«Derzeit stecken wir mittendrin in einer antisemitischen Welle»

Mit dem Ende des Holocaust verschwand der Antisemitismus nicht – das Thema ist noch immer aktuell. Gerade im Zusammenhang mit der Pandemie werden etwa antisemitische Verschwörungstheorien verbreitet, auf Demonstrationen tragen Coronarebellen teils «Judensterne» mit der Aufschrift «ungeimpft» oder «Maskenattest». Simon Erlanger, Judaistik-Dozent an der Universität Luzern, ordnet die Geschehnisse ein und erklärt, wie sich Antisemitismus hierzulande entwickelte.

Es gibt nur noch wenige Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Holocaust. Was bedeutet das für unsere Erinnerungen an dieses Kapitel der Geschichte, wenn sie keine überlebende Person mehr erzählen kann?
Simon Erlanger: Es verliert an Unmittelbarkeit und wird historisiert. Das ist leider ein natürlicher Vorgang. Ich bin mir aber sicher, dass der Holocaust in Erinnerung bleiben wird – auch wenn die Wissensvermittlung durch Zeitzeugen die eindrücklichste Form ist. Wichtig ist, dass das historische Bewusstsein in Schulen weiterhin gefördert wird.

Dann glauben Sie, das Risiko, dass sich so etwas wiederholt, steigt dadurch nicht?
Die Gefahr, dass so etwas wie der Holocaust wieder passiert, ist zwar klein, besteht aber. Mit der Erinnerung an das Geschehene kommt man dem leider kaum bei. So etwa gab es in der Schweiz und im gesamten Europa seit den 1970er-Jahren immer wieder antisemitische Wellen und auch derzeit stecken wir mittendrin in einer. Die Bedrohung ist existent, die Grundlage der Judenfeindlichkeit, die letztlich zum Holocaust führte, ist trotz aller Aufarbeitung gegeben und kommt immer wieder hervor. Dennoch: Ein Wiederholungsszenario halte ich für unwahrscheinlich.

Als Land an sich wurde die Schweiz vom Holocaust verschont. Wie stand der Bund zu Kriegszeiten zu den Jüdinnen und Juden?
Antisemitismus existierte auch hierzulande. Bund und Kantone verfolgten seit den 20er-Jahren eine antijüdische Einwanderungspolitik und in den 30er-Jahren dann eine antijüdische Flüchtlingspolitik. So hat die Schweiz rund 30 000 Jüdinnen und Juden an der Grenze zurückgeschickt oder ausgeschafft, wie Historiker und das Bundesarchiv eruiert haben. Nach dem Krieg wurden im Übrigen die rund 22 000 jüdischen Menschen, welche die Schweiz aufgenommen hatte, zur Weiterreise angehalten. Bis auf 1200 von ihnen, die Dauerasyl erhielten, mussten sie das Land verlassen. Und nicht vergessen: Ab 1940 gab es in der Schweiz rund 106 Arbeitslager und sogenannte Heime, in denen hauptsächlich ausländische Jüdinnen und Juden interniert waren.

Wie ging es weiter?
In den 50er- bis 70er-Jahren ist der Antisemitismus in Westeuropa in den Untergrund gegangen. Heisst: Verschwunden ist er nicht, die Attitüde der Leute war sicherlich noch vorhanden, man hat aber nicht mehr so viel davon gemerkt. Die nächste europaweite Welle kam in den 80er-Jahren. Als Auslöser wird oft der Nahostkonflikt angesehen. In Osteuropa verschwand der Antisemitismus nie. So erlebte etwa Polen 1946, 1956 und 1968 antisemitische Wellen, die dazu führten, dass der Grossteil der dort noch lebenden Juden das Land verliess.

Und nun haben während der Coronapandemie antisemitische Verschwörungstheorien wieder an Beachtung gewonnen.
Diese sind Teil der erneuten antisemitischen Welle. Verschwörungstheorien sind schon per se antisemitisch – ob unausgesprochen oder ausgesprochen. Schon im 14. Jahrhundert wurden Juden als Sündenböcke zu unrecht für die Pest verantwortlich gemacht. Dies führte zu Verfolgungen, denen 400 Gemeinden zum Opfer fielen. Auch die Juden von Luzern wurden damals verbrannt.

Wie äussert sich Antisemitismus heute im Alltag?
Ganz unterschiedlich. Viele merken gar nichts, andere werden immer wieder damit konfrontiert. Vom Anpöbeln auf der Strasse bis zu Problemen in der Schule oder bei der Arbeit gibt es alles.

Eine Studie der Zürcher Fachhochschule zeigt, dass vor allem in den Sozialen Medien antisemitische Beleidigungen und Drohungen zunehmen. Warum?
Einerseits verlieren viele Leute in den Sozialen Medien ihre Hemmungen – sie schreiben einfach das rein, was ihnen gerade durch den Kopf geht. Anders als in klassischen Medien gibt es auch niemanden, der das Ganze moderiert. Andererseits spielt der Zeitpunkt eine Rolle. Kurz nach dem Holocaust hat sich kaum jemand getraut, sich antisemitisch zu äussern. Je weiter der Holocaust zurückliegt, desto mehr getrauen sich dies Menschen wieder. Während man früher schneller gesagt hätte «So nicht», werden antisemitische Äusserungen offenbar wieder akzeptiert.

Hat Antisemitismus etwas mit Fremdenhass zu tun?
Nein, in der Schweiz sind Juden seit Jahrhunderten permanent wohnhaft. Alte jüdische Familien leben seit über 420 Jahren ununterbrochen im Land. Rund 80 Prozent der jüdischen Gemeinschaft – hierzulande umfasst sie rund 20 000 Menschen – sind Schweizer Bürger. Zum Vergleich: Von der allgemeinen Schweizer Bevölkerung hat nur etwa drei Viertel den roten Pass. Die Jüdinnen und Juden sind hier keine Fremden. *(lf)*

So wird der Hass bekämpft

Im Juni hat der Bundesrat einen Postulatsbericht verabschiedet, der sich mit den möglichen Anwendungsbereichen der Arbeitsdefinition von Antisemitismus der Internationalen Allianz zum Holocaust-Gedenken befasst. Die Definition soll dabei helfen, antisemitische Vorfälle zu identifizieren.

Zudem formuliert der Bericht des Bundesrats Empfehlungen, wie die Massnahmen gegen Antisemitismus in der Schweiz weiterentwickelt werden können. *(lf)*

Simon Erlanger ist Dozent für Judaistik an der Uni Luzern. Bild: PD